

## „Urbanität durch Dichte“ – Die neue Maxime im deutschen Städte- und Siedlungsbau der 1960er Jahre

Steffen Krämer

Im November 1963 organisierte der Bund Deutscher Architekten eine Tagung in Gelsenkirchen mit dem Titel *Gesellschaft durch Dichte*.<sup>1</sup> Mit diesem Motto reagierten die Delegierten auf eine neue Diskussion im deutschen Städtebau, die erst drei Jahre zuvor durch den Soziologen Edgar Salin während der Konferenz des Deutschen Städtetages in Augsburg zumindest öffentlich initiiert worden war.<sup>2</sup> In seinem Vortrag hatte sich Salin nicht nur mit dem Terminus und der Geschichte der Urbanität beschäftigt, sondern zugleich die Forderung aufgestellt, „neue, echte Urbanität“, wie er es nannte, in der zukünftigen Stadtplanung zu entwickeln.<sup>3</sup> „Dichte“ und „Urbanität“ wurden fortan zu Schlüsselbegriffen in der städtebaulichen Diskussion und führten, prägnant in eine einfache Formel verpackt, zu einem neuen urbanistischen Leitbild: zur „urbanen und verdichteten Stadt.“<sup>4</sup>

Dieser als Paradigmenwechsel bezeichnete Umdenkprozess etablierte sich nach einer erstaunlich kurzen Entwicklungsphase und bestimmte im Verlauf der 60er Jahre die bundesdeutsche Städte- und Siedlungsplanung.<sup>5</sup> Doch schon 1971 auf dem Deutschen Städtetag in München, dessen Motto *Rettet unsere Städte jetzt!* wie ein dramatischer Appell klang, wurden Stimmen laut, die sich gegen die vorherrschenden urbanistischen Grundsätze aussprachen.<sup>6</sup> So kritisierte der damalige Münchner Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel den „gewaltige[n] Strom von Beton, der sich täglich, stündlich, ja in jeder Minute durch unsere Städte ergießt“.<sup>7</sup> Andere Teilnehmer des Städtetages, wie der Journalist Hermann Funke, formulierten ihre Einwände gar als eine offene und unmissverständliche Anklage.<sup>8</sup> Deutlich genug wurde damit die Abkehr von einem städtebaulichen Leitbild vollzogen, mit dessen Konzeption man erst seit 1960, ausgelöst durch Edgar Salins Forderung nach einer „neuen Urbanität“, begonnen hatte.<sup>9</sup> Nicht nur zeitlich gesehen entspricht die Maxime der „urbanen und verdichteten Stadt“ exakt den 60er Jahren. Auch inhaltlich ist sie direkter Ausdruck jener Zielvorstellungen, die dieses Jahrzehnt entscheidend geprägt haben. Dabei ging es jedoch zunächst um eine grundlegende Kritik an dem bis in die späten 50er Jahre vorherrschenden Idealbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt.“<sup>10</sup> Die hierbei gewöhnlich propagierten Gestaltungsformeln der „räumlichen Entflechtung“ oder „Auflockerung“, die durch eine erhebliche Reduktion der Bebauungsdichte bei gleichzeitiger Erhöhung der Grünflächen erreicht wurden, galten den neuen Vorstellungen zufolge als antiurban. Auch die teilweise rigide Funktionstrennung in unterschiedliche Nutzungsbereiche empfand man nun als stadterstörend und konnte dies anhand der typischen Wohnsiedlungen der 50er Jahre mit ihrem überwiegend monotonen Erscheinungsbild sinnfällig dokumentieren. Zudem war die Maßeinheit der überschaubaren Nachbarschaft in diesen Siedlungen ein im Grunde kleinstädtisches Ordnungsprinzip, das man mit dem Wunsch nach neuer Urbanität sicherlich nicht mehr in Einklang bringen konnte.

So lässt sich das neue Leitbild der 60er Jahre als ein bewusst kalkulierter Gegenentwurf gegen die vormals bestehenden Ideale interpretieren, bei dem man, wie in einer Art simplem Umkehrschluss, die alten Konstanten der „Auflockerung“ und „Gliederung“ durch die neuen der „Verdichtung“ und „Verflechtung“ ersetzte; so als ob man gehofft habe, dass man nur die Vorzeichen zu verändern brauche, um ein sinnvolles Konzept für den Städtebau zu erhalten. Wie es sich im Nachhinein gezeigt hat, konnte eine derart einfache antithetische Rechnung allerdings nicht aufgehen. Dieser kritische Umdenkprozess zu Beginn der 60er Jahre ist aber nur eine Voraussetzung gewesen, um die zukünftigen Richtlinien

im Urbanismus festzulegen. Ebenso wichtig war eine nunmehr positiv konnotierte Erwartungshaltung oder vielmehr Aufbruchsstimmung, die aus der damaligen gesellschaftlichen und vor allem wirtschaftlichen Gesamtsituation in der Bundesrepublik resultierte und die mit Hilfe des neuen Leitbildes veranschaulicht werden sollte.<sup>11</sup>

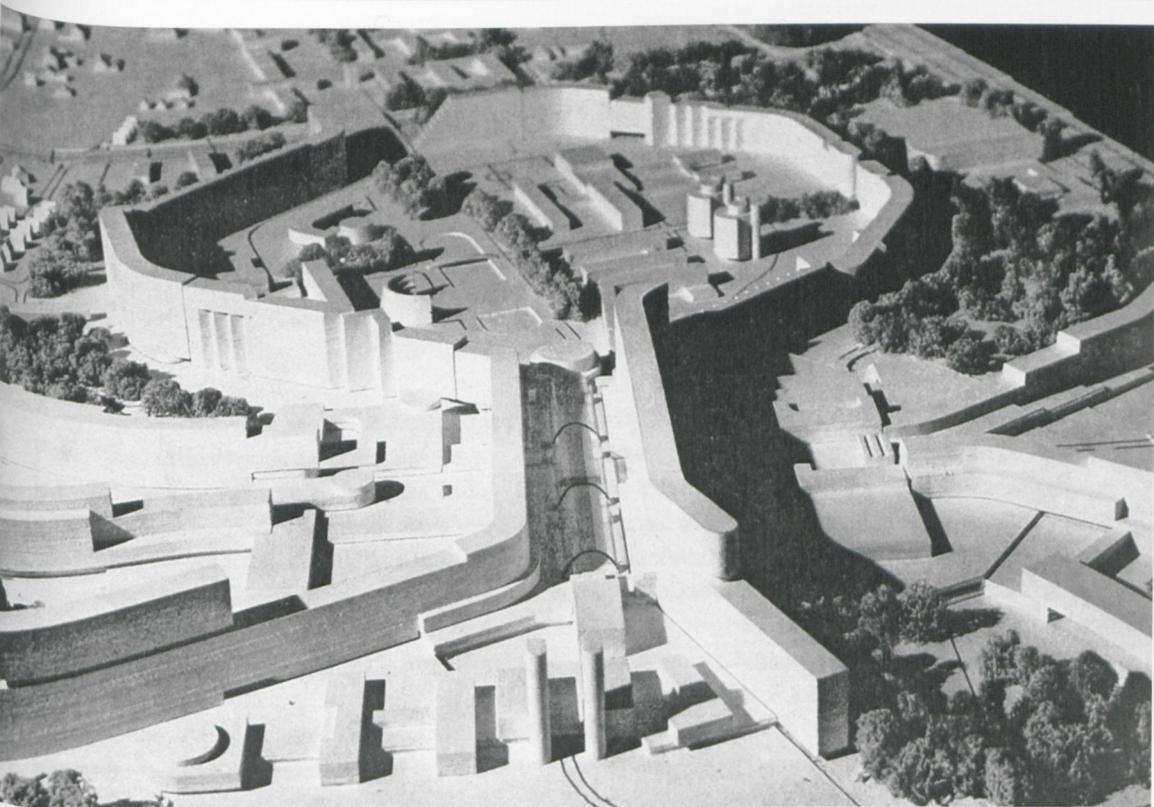
Die 60er Jahre sind die Blütezeit des deutschen Wirtschaftswunders gewesen: einerseits enorme Wachstumsraten, Vollbeschäftigung und ein satter Wohlstand und andererseits der uneingeschränkte Glaube an einen industriellen Fortschritt, mit dem praktisch alles möglich und auch technisch realisierbar erschien. Im Städtebau wollte man diese Maximalvorstellungen nicht nur manifestieren, sondern, ungleich wichtiger, auch visualisieren. Allein quantitativ wurde 1964 der erste Höhepunkt in der Wohnbautätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg erreicht, als man mit über 600.000 fertiggestellten Wohnungen einen neuen Rekord aufstellte.<sup>12</sup> Das Streben nach Höchstleistungen musste aber ebenso in den neuen urbanistischen Ideen zum Ausdruck kommen, denn die zwar kontinuierlich steigenden, aber letztlich abstrakten Zahlen von Hunderttausenden errichteter Wohnungen pro Jahr waren als ein optisch wirksamer Bedeutungsträger nicht ausreichend genug. Fast zwangsläufig wurden nun hauptsächlich im Siedlungsbau alle nur erdenklichen Parameter zu einer kaum mehr überbietbaren Maximalgröße gesteigert. Ob es sich um die Einwohnerzahlen der neuen Siedlungen, um die Geschosshöhen der kollektiven Wohneinheiten, um die Größe des Verkehrsnetzes oder um die Fläche des Einzugsgebietes handelte, alles wurde jetzt nach dem Prinzip der Superlative konzipiert. So gesehen ist das Leitbild der urbanen und verdichteten Stadt vor allem ein Sinnbild für das Wirtschaftswunder der 60er Jahre und kann auch nur aus dieser Zeit mit ihren teilweise übersteigerten Zielvorstellungen heraus erklärt werden. Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass sich die städtebaulichen Ideale am deutlichsten in den Großsiedlungen der 60er Jahre ausgeprägt haben, galten diese doch als weithin sichtbare Manifeste in der städtischen Peripherie, die nur selten auf einen bereits bestehenden urbanen Kontext reagieren mussten und deshalb völlig autonom geplant werden konnten. Nicht umsonst hat man im offiziellen Sprachgebrauch jene von der Regierung unterstützten Siedlungsbaukonzepte als so genannte „Demonstrativbauvorhaben“ bezeichnet.<sup>13</sup>

Mustergültig hierfür steht die Entlastungsstadt Neuperlach am Münchner Stadtrand, die als die größte bundesdeutsche Siedlungsmaßnahme der 60er Jahre gilt, zumindest was das ursprüngliche Bauprogramm betrifft.<sup>14</sup> ▷ 1, 2 Schon die anfänglich konzipierte Siedlungsgröße ist beeindruckend: Geplant waren etwa 25.000 Wohneinheiten, aufgegliedert in sechs Wohnquartiere mit jeweils 10.000–15.000 Einwohnern. Der Gesamtzahl von mindestens 80.000 Einwohnern stellte man einen Bedarf von etwa 40.000 Arbeitsplätzen in den geplanten Industriegebieten gegenüber. Als regionales Zentrum sollte Neuperlach einen Einzugsbereich von etwa 400.000 Einwohnern erhalten. Gedacht war die Entlastungsstadt zunächst als eine geschlossene Siedlungseinheit im städtischen Außenbereich, die trotz einer gewissen Abhängigkeit von der Kernstadt eine eigene urbane Identität entwickeln sollte. Um dies zu erreichen, wurde eine komplexe Organisationsform gewählt, die man sich nach Fertigstellung der Siedlung – quasi in einem idealen Endzustand – als architektonisch verdichtet, funktional verflochten und sozial durchmischt vorstellte. Notwendig hierfür war ein Zentrum mit gewaltig dimensionierten



1 München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Gesamtplan.

2 München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Gesamtmodell.



**3** München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Modell des geplanten Siedlungszentrums.  
**4** München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, sog. „Wohnring“ im Siedlungszentrum, Außenansicht. Foto Krämer, um 1996.

Infrastrukturen, bestehend aus den verschiedenen Versorgungs- und Gemeinschaftseinrichtungen, auf das nicht nur das gesamte Siedlungsgebiet, sondern vor allem auch der regionale Einzugsbereich ausgerichtet waren. ▷ 3 Ein weiterer Schwerpunkt lag auf der Ausarbeitung eines differenzierten Verkehrssystems. Unterteilt in unterschiedliche Straßen- und Wegetypen sollte damit die problemlose Erschließung der gesamten Siedlungsstruktur bis zu den einzelnen Wohnblöcken gewährleistet werden. Schließlich wurden noch verschiedene Haus- und Wohnbautypen kombiniert, um das bereits hinreichend bekannte monotone Erscheinungsbild zu verhindern und stattdessen einen visuellen Erlebnisgehalt und eine städtische Atmosphäre in der Siedlung zu erzeugen. Plante man im nördlichen Bereich vorwiegend Scheiben- und Punkthochhäuser, so favorisierte man im östlichen Bereich raumbildende Wohnschlangen. ▷ 1 Optischer Zielpunkt der gesamten Anlage war der sogenannte „Wohnring“, der mit dem Hauptzentrum verbunden war und eine riesige, polygonal gebrochene Häuserkette mit einem Durchmesser von 450 Metern ausbildete. ▷ 3 Bei all dieser typologischen Variationsbreite blieben aber stets eine kompakte bauliche Verdichtung und eine hohe Wohnkonzentration verbindlich. Da bei diesem gigantischen Bauvorhaben mit einem immensen Planungsaufwand zu rechnen war, wurde die Siedlung in zeitlich aufeinanderfolgenden Abschnitten entworfen und stufenweise fertiggestellt. Als übergeordneter Planungs- und Bauträger wurde die Neue Heimat Bayern bestimmt, die sich zur Übernahme der gesamten Siedlungskonzeption verpflichtete, von der Bauflächenerschließung bis zur Gesamt- bzw. Teilbebauungsplanung.

Der Grundstein für die Entlastungsstadt Neuperlach wurde im Mai 1967 gelegt. Damit begann ein folgenschwerer Prozess mit einer Serie von Veränderungen, Einschränkungen und Korrekturen, wie man ihn auch bei anderen bundesdeutschen Siedlungsvorhaben der 1960er Jahre beobachten kann. Mit jedem neuen Bauabschnitt, der in Neuperlach begonnen wurde, traten gerade die negativen Seiten dieses Siedlungskonzeptes immer deutlicher zutage, bis man zu Beginn der 80er Jahre eine grundlegende Revision der ursprünglichen Planung durchführte.<sup>15</sup> Der erste radikale Einschnitt erfolgte 1973 mit der vorläufigen Einstellung der Zentrumsplanung.<sup>16</sup> Die bis dahin bevorzugte Idee eines multifunktionalen, mit großen Infrastrukturen ausgestalteten Siedlungsmittelpunktes wurde aufgegeben. Erst Anfang der 80er Jahre wurde dann, verbunden mit einer zum Stadtkern führenden U-Bahnlinie, in vielfach kleineren Dimensionen ein Einkaufszentrum eröffnet. Das bedeutet, dass die zuerst errichteten Siedlungsquartiere für mehr als ein Jahrzehnt nur über eine stufenweise verlängerte Straßenbahnlinie an das öffentliche Nahverkehrsnetz angebunden und die für das tägliche Leben notwendigen Sekundäreinrichtungen lediglich in einem Minimalumfang bereitgestellt waren. Die Dominanz der Verkehrsstruktur, sichtbar orientiert an der damals vorherrschenden Doktrin der „autogerechten Stadt“, führte zu einer Überdimensionierung der Straßensysteme.<sup>17</sup> Selbst zwischen den einzelnen Siedlungsquartieren wurden nun mehrspurige Autostraßen angelegt. Was dadurch völlig verloren ging, war das Erscheinungsbild eines intakten städtischen Gewebes.

Grundlage der gesamten Planung war die Forderung nach einer hohen baulichen Verdichtung als Voraussetzung für den urbanen Charakter der Siedlung. Dieser Anspruch wurde insofern missdeutet, als man die maßlose Vergrößerung der Baumassen bei gleichzeitiger Erhöhung der Geschosshöhen zum

Entwurfprinzip erhob. Der zentrale „Wohrning“ mit bis zu 18 Geschossen und über 1500 Wohneinheiten ist hierfür ein lehrreiches Beispiel. ▷ 3, 4 Auch zeigt dessen Außengestaltung sehr gut, wie man ein im Grunde völlig schematisiertes Gebäudeprogramm durch räumliche Staffelung, farbliche Differenzierung und plastische Hervorhebung zu gliedern versuchte. Überall in Neuperlach ist die Anstrengung zu verspüren, bauliche Monotonie durch Detailgestaltung kompensieren zu wollen. Ein weitaus tristeres Erscheinungsbild bot allerdings noch das unmittelbare Wohnumfeld. Das schon von den nachkriegszeitlichen Siedlungsanlagen bekannte Abstandsgrün beherrschte auch in Neuperlach die Freiflächen zwischen den einzelnen Wohnblöcken. Die in den offiziellen Berichten stets hervorgehobene Erlebnisdichtung wurde zu einem einfalllosen Entwurfskalkül degradiert, bei dem man mit simplen Betonfertigteilen eine ereignisreiche Atmosphäre zu erzeugen versuchte.<sup>18</sup> Ein Blick auf die sogenannte „Spielstraße“ im nördlichen Zentrum der Anlage kann dies dokumentieren. ▷ 5 Anstelle von klar definierten Stadträumen für das öffentliche Leben entstanden nun überall völlig indifferente Zwischenräume, die von den Bewohnern offensichtlich nicht in der Art und Intensität benutzt wurden, wie es sich die Planer ursprünglich vorgestellt hatten.

Dies waren also die viel gepriesene „Rückkehr zur Urbanität“ und die bei derartigen Siedlungsvorhaben stets heraufbeschworene „Erlebnisdichte“ als Voraussetzung für ein mannigfaltiges, kommunikatives und lebendiges Wohnen.<sup>19</sup> Bei kaum einer anderen Maxime im bundesdeutschen Städtebau nach dem Zweiten Weltkrieg klafften Anspruch und Wirklichkeit so weit auseinander wie bei dem Leitbild der „urbanen und verdichteten Stadt“. Dabei hatten sich schon in den frühen 60er Jahren kritische Stimmen zu Wort gemeldet, die vor den Gefahren dieser Modellvorstellung warnten, so beispielsweise mehrere Referenten bei der zu Anfang erwähnten BDA-Tagung 1963 in Gelsenkirchen, die darauf verwiesen, dass das Entwurfprinzip der Verdichtung alleine nicht ausreiche, um Urbanität zu schaffen.<sup>20</sup> Noch deutlicher wurde die Kritik zwei Jahre später in Alexander Mitscherlichs Pamphlet mit dem Titel *Die Unwirtlichkeit unserer Städte* formuliert.<sup>21</sup> Nicht nur, dass Mitscherlich die Monotonie und den daraus resultierenden Verfall der kommunalen Öffentlichkeit in den Trabantenstädten mit ungewöhnlich aggressiven Worten anprangerte; auch sah er in den Wohnbaugesellschaften, den Städteplanern und den Architekten die eigentlichen Hauptschuldigen für die sich bereits abzeichnende Krise im Städtebau.<sup>22</sup> Dass Mitscherlich in diesem Zusammenhang etwas vorschnell urteilte, sollten die Planung und Entstehung der Großsiedlung in Heidelberg-Emmertsgrund ab 1967 beweisen.<sup>23</sup> Als psychologischer Berater war er in die Planungskommission integriert und hatte demnach entscheidenden Einfluss auf das Projekt. Dennoch scheint Mitscherlich keine wesentlichen Impulse zu einer grundsätzlichen Verbesserung der Wohnsituation beigetragen zu haben. Die Siedlung Heidelberg-Emmertsgrund galt schon in den ersten Jahren nach ihrer Fertigstellung als ein besonderer Problemfall, vor allem was die sozialen Missstände im Wohngebiet betraf. Darin zeigt sich, dass man nicht nur die an den Planungsprozessen beteiligten Fachleute und Institutionen für die städtebauliche Misere verantwortlich machen durfte. Ausschlaggebend waren ebenso die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen und wirtschaftlichen Produktionsbedingungen in den 60er Jahren, die in vielerlei Hinsicht einen enormen Druck auf die großen Siedlungskonzepte ausübten. Ende des Jahrzehnts beherrschten kritische Slogans wie „Retortenstädte, Wohnsilos, Beton-



5



6

**5** München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, sog. „Spielstraße“ im nördlichen Siedlungszentrum. Foto Krämer, Mitte der 1990er Jahre. **6** München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Wohnblock des südlichen Siedlungsabschnitts aus den 1980er Jahren. Foto Krämer 2005. **7** München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Parkplatzfläche im Siedlungszentrum. Foto Krämer 2005.



burgen und neue Slumgebiete“ das Feld der städtebaulichen Diskussionen.<sup>24</sup> Wie bereits genannt, kam es dann zu Beginn der 70er Jahre zu einer grundsätzlichen Abkehr von dem Leitbild der urbanen und verdichteten Stadt. Für die schon fertiggestellten Großsiedlungen oder Siedlungsabschnitte war diese Revision zunächst von untergeordneter Bedeutung, konnte man doch auf ihre bestehende Baustruktur keinen Einfluss mehr ausüben. Die negativen Folgeerscheinungen, die gerade im Verlauf der 70er Jahre in den Trabantenstädten zu beobachten waren, wurden damals von verschiedenen Autoren, etwa von Gerd Albers oder Karolus Heil, umfassend analysiert und sind deshalb heute hinreichend bekannt.<sup>25</sup> Man braucht nur auf die hohe Bewohnerfluktuation, den früh einsetzenden Vandalismus oder die sozialen Konflikt- und Entfremdungsprozesse zu verweisen, um sich ein ungefähres Bild von der schlechten Gesamtsituation in den Großsiedlungen der 60er Jahre zu machen.

Je deutlicher sich die negativen Auswirkungen abzeichneten, umso größer wurde natürlich auch der öffentliche Handlungsdruck. Bald kam die Forderung nach einer wirksamen „Nachbesserung“ dieser Siedlungen auf. In den 80er Jahren wurden vielerorts praktische Schritte erörtert, wie man eine verbesserte Wohnsituation bei derart desolaten Zuständen überhaupt erreichen könne. Ein Beispiel hierfür ist die von der Vereinigung der Stadt-, Regional- und Landesplaner 1985 veranstaltete Tagung in Hamburg, die sich mit diesem Thema umfassend auseinandersetzte.<sup>26</sup> Ganze Maßnahmenkataloge wurden von den Referenten aufgelistet, die nach Umsetzung zumindest eines Teiles der angeführten Vorschläge sicherlich einen gewissen Erfolg garantiert hätten. Fraglich ist hierbei nur, ob die verantwortlichen Stellen, die über die erforderlichen Maßnahmen zu entscheiden hatten, zu solch gravierenden Eingriffen letztlich bereit gewesen wären.

Mustergültig kann dies anhand der verschiedenen Veränderungen, die in den letzten zwei Jahrzehnten in der Entlastungsstadt Neuperlach durchgeführt wurden, überprüft werden.<sup>27</sup> Ein zweifellos positiver Schritt war der Entschluss zu Beginn der 80er Jahre, die beiden noch fehlenden südlichen Wohnabschnitte nach einem neuen Ordnungsschema zu errichten. Mit der ausschließlichen Verwendung der Blockbebauung wollte man das traditionelle Wechselverhältnis zwischen öffentlichem Straßenraum und privatem Innenhof wiedererlangen. ▷ 6 Die dichte Anordnung unterschiedlich gestalteter Wohnblocks mit einer niedrigen Geschoszahl sollte eine besondere Textur ergeben, die sich mit dem Gewebe einer historisch gewachsenen Stadtgestalt durchaus vergleichen ließ. So ist an der südlichen Peripherie zu Beginn der 90er Jahre ein vom Siedlungskern baulich unabhängiges Wohnquartier entstanden. Mit dieser einschneidenden Maßnahme waren die Probleme in den alten Siedlungsquartieren indes nicht gelöst. Erschwerend kam hier hinzu, dass die ursprüngliche Planung ein geschlossenes und nach Fertigstellung endgültiges Siedlungskonzept vorgesehen hatte, in dem jeder Quadratmeter praktisch verplant war und das sich für nachträgliche Veränderungen deshalb kaum eignete. Dennoch hätte man mit den eben angesprochenen Maßnahmen, die von den Referenten bei der Tagung 1985 in Hamburg vorgeschlagen wurden, die Situation in den Siedlungsabschnitten der 60er Jahre nachhaltig verbessern können.<sup>28</sup> Was die einzelnen Referenten immer wieder forderten, waren der Rückbau des überdimensionierten Straßensystems, die Fassadenverblendung mit alterungsfähigen Materialien und die bauliche Ergänzung der zentralen Sekundäreinrichtungen. Ebenso wurde eine vollständige Erneuerung

des Wohnumfeldes empfohlen, etwa in dem Sinne, dass man die neutralen Grünflächen in bewohner-eigene Kleingärten umgestalten und die sterilen Landschaftsgürtel im direkten Umfeld der Siedlung renaturieren sollte. Alle diese im Grunde sinnvollen und notwendigen Veränderungsmaßnahmen wurden in Neuperlach nicht durchgeführt. Dort, wo man ursprünglich das multifunktionale Zentrum der Siedlung geplant hatte, befindet sich heute immer noch eine riesige Leerfläche, die lediglich als Parkplatz benutzt wird. ▸ 7 Umbaut wurde sie ab den 80er Jahren nicht mit notwendigen Versorgungseinrichtungen, sondern mit großen Versicherungsgebäuden. Das Verkehrsnetz blieb in seinem Umfang vollständig erhalten. Nur einige wenige Fußgängerbrücken wurden mit farbigen Stahlelementen dekoriert, um den anfänglich rigiden Charakter etwas zu mildern. Anstelle einer Renaturierung hat man in der jüngsten Zeit an vielen Stellen im unmittelbaren Randbereich der Siedlungsquartiere große Bürogebäude errichtet, die den Siedlungsbewohnern wohl kaum als Arbeitsstätte und noch weniger als benutzbares Wohnumfeld dienen werden. Schließlich ist noch der Blick auf die bereits genannte „Spielstraße“ im nördlichen Zentrum der Anlage aufschlussreich: Dort, wo man die Möglichkeit gehabt hätte, eine neue und tatsächlich erlebnisreiche Atmosphäre zu schaffen, hat man nichts anderes getan, als die alten und maroden Betonfertigteile gegen neue auszutauschen. Auf eine zumindest teilweise Umgestaltung der neutralen Grünflächen zwischen den Wohnblöcken hat man von vornherein verzichtet.

Außer der Beseitigung von Bauschäden sind es insgesamt nur kosmetische Eingriffe gewesen, die man in den letzten zwei Jahrzehnten in Neuperlach durchgeführt hat. Von einem effizienten Sanierungsmodell, das den qualitativen Wohnwert vor allem im öffentlichen Außenraum deutlich erhöhen würde, kann also nicht die Rede sein. Berücksichtigt man, dass Anfang der 90er Jahre in der Siedlung etwa 50.000 Einwohner in 20.000 Wohneinheiten lebten, dann ist dies eine eher traurige Bilanz.<sup>29</sup> Vergleichbar unbefriedigende Maßnahmen zur Verbesserung der Wohnsituation können auch in anderen Großsiedlungen der 60er Jahre beobachtet werden.<sup>30</sup> Die Entlastungsstadt Neuperlach ist somit kein Einzelfall. Zur Zeit ihrer Planung waren diese Großsiedlungen das beeindruckende Symbol eines neuen Leitbildes im bundesdeutschen Städtebau. Mit ihren auf Maximalgröße angelegten Dimensionen waren sie zugleich das Sinnbild für den damals vorherrschenden Glauben an die Allmacht des technischen Fortschritts und der stets sich vergrößernden Wachstumsraten. Heute, nach mehr als 40 Jahren, sind sie trotz ihrer eigenen Geschichtlichkeit eine die Öffentlichkeit immer noch belastende Hypothek, die wohl auch in naher Zukunft noch nicht abgetragen sein wird; so lange jedenfalls, bis man sich dazu entschließt, zumindest einen Teil der Maßnahmen durchzuführen, welche die Planer in den 80er Jahren vorgegeben haben.